

Zeitschrift: Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design
Herausgeber: Hochparterre
Band: 23 (2010)
Heft: 9

Artikel: Das Prinzip der ECAL ist die Auswahl : was ist eine gute Designschule?
Autor: Ernst, Meret
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-154451>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

>> Sinn. Bei einigen Projekten, bei denen wir als Architekten dabei waren, haben wir gesehen, dass die Marketingleute manchmal fast so viel Geld erhalten wie die Planer. Darum war es für uns folgerichtig, selbst zu investieren und – hoffentlich – damit Geld zu verdienen.

Brachte das erste Projekt einen Gewinn?

Daniel Niggli: Unter dem Strich und nach Abzug der Grundstückgewinnsteuern ist etwas für kommende Projekte übrig geblieben. Aber der Betrag ist bescheiden, kein professioneller Entwickler würde dafür arbeiten. So gesehen ist DN2M eine idealistische Firma. Jeder professionelle Immobilienentwickler würde über unsere Rendite lachen, dafür kann er auch kein Projekt mit diesen architektonischen Qualitäten vorweisen.

Wird man als Investor nicht schnell auch zum Spekulanten und ordnet die Gestaltung dem Profit unter? Daniel Niggli: Nein, vor allem nicht, wenn man Architekt und Investor in einer Person ist. Da entscheidet man sich im Zweifelsfall eher dafür, auf einen Teil des Gewinns zu verzichten, um einen Bau mit hoher Qualität realisieren zu können. Da unterscheiden wir uns klar vom klassischen Investor. Eigentlich hätte Marc Holle, der Geschäftsführer unserer Immobilienfirma, immer wieder «Stoppl!» rufen müssen, wenn wir nur den maximalen Gewinn im Kopf gehabt hätten. Trotzdem muss am Schluss auch etwas heraus schauen – nur Risiko haben und keinen Gewinn, das geht auch nicht. Marc Holle: Wir gehen auch anders an ein Projekt heran als übliche Investoren. Wir wollen zeigen, dass man als Investor auch architektonisch Interessantes entwickeln kann und nicht nur Projekte, die dem Profit dienen.

ABGRENZEN IN DER DREIFACHROLLE Sie sind sowohl Geschäftsführer der Immobilienfirma als auch Architekt des ausführenden Büros. Wie hat das im Alltag funktioniert? Marc Holle: In der Tat hatte ich zu Beginn drei Hüte an, ich war Bauherr, Verkäufer und Architekt in einem. Es hat sich aber bald gezeigt, dass es Sinn macht, die Aufgaben zu teilen. Als Geschäftsführer von DN2M habe ich vor allem die Rolle des Bauherrn und Verkäufers übernommen und unsere Projektleiterin hat die architektonischen Ansprüche vertreten. So war ich an Sitzungen mit Käufern, Planern und Unternehmern immer als Bauherr am Tisch und habe beispielsweise gegenüber den Unternehmern Druck als Auftraggeber und Vertragspartner ausüben können. Diese Rolle war für mich zu Beginn gewöhnungsbedürftig, sie hat mir aber neue Perspektiven eröffnet – vor allem auch gegenüber Unternehmern. In Sitzungen, in denen ich als Bauherr aufgetreten bin und nicht als Architekt, wurde der Entscheid von allen abschliessend akzeptiert.

Ihr habt in einem ersten Projekt einen früheren Coop-Quartierladen umgebaut. Welches waren die grössten Hürden aus Sicht der Bauherrschaft? Marc Holle: Schwierig war, dass die Banken



völlig unterschiedliche Ansichten darüber hatten, wie viele Einheiten verkauft sein müssen, damit wir einen Kredit erhalten. Einzelne Finanzinstitute wollten gar kein Risiko eingehen. Das hatten wir unterschätzt und gedacht, dass eine Bank das Risiko realistischer einschätzen würde.

NEULAND BEI DER ENTSCHEIDUNGSKOMPETENZ

Mussten Sie auch Lehrgeld zahlen? Marc Holle: Wir hatten zu Beginn auch Doppelverdienen ohne Kinder als Käuferschaft im Fokus und die Wohnungen entsprechend mit weniger Zimmern geplant. Da sich aber vor allem Familien interessierten, mussten wir viel Energie und Zeit reinstecken und umplanen. Ein etwas tiefere Marktabklärung hätte uns diese Zusatzrunde vielleicht erspart. Auch die ganze Käuferbetreuung und der damit verbundene Aufwand waren eine neue Erfahrung.

Eine grosse Hoffnung war, dass Sie mit DN2M freier arbeiten können als unter einem externen Bauherrn. Hat sich diese Hoffnung erfüllt? Es haben ja auch fünf Wohnungskäufer mitgere-det. Daniel Niggli: Auf jeden Fall. Wir sind brutal stolz auf dieses Haus. Vor allem, weil wir es von Beginn weg aus eigener Kraft erarbeiten konnten. Statt eines heruntergekommenen Gebäudes steht dort jetzt ein Haus, an dem alle Freude haben. Marc Holle: Alle wichtigen Dinge haben wir als Architekten selbst entscheiden können. Die Hauskäufer durften beim Innenausbau mitreden. Da haben wir

auch Neuland betreten, weil wir festlegen mussten, wo die Entscheidungsmacht des Bauherrn aufhört und diejenige der Käufer beginnt.

Das Haus am Bettenplatz ist bezogen. Hat DN2M schon ein neues Projekt in der Pipeline? Daniel Niggli: Nein, wir sind immer noch auf der Suche nach einem zweiten Projekt.

Welche Eckdaten sollte es erfüllen? Daniel Niggli: Grundsätzlich backen wir kleine Brötchen und müssen scharf rechnen. Grundstücke in der Stadt Zürich beispielsweise kommen für uns nicht in Frage, da dort die Bodenpreise derzeit besonders hoch sind. Grössere Projekte sind für uns nur als Mitinvestor denkbar. Beispielsweise indem wir Kapital in Form von Planerleistung einbringen, dafür aber ein Mitspracherecht und eine Beteiligung am Gewinn erhalten. Marc Holle: Wenn wir selbst investieren, suchen wir ähnliche Objekte. Also solche, von denen andere lieber die Finger lassen, weil die Rahmenbedingungen schwierig sind. Das wird unser Weg sein. Da können wir durch unser zusätzliches planerisches Engagement etwas ins Rollen bringen. Daniel Niggli: Ziel ist es auf jeden Fall, ein Objekt zu finden, das für uns und für die späteren Bewohnerinnen und Bewohner spannend ist. Daniel Niggli ist dipl. Architekt ETH und zusammen mit Mathias Müller Mitinhaber des Architekturbüros EM2N sowie der Projektentwicklungsfirma DN2M in Zürich. Marc Holle ist dipl. Architekt ETH, Associate im Architekturbüro EM2N und Partner und Geschäftsführer in der Projektentwicklungsfirma DN2M in Zürich.

UMBAU QUARTIERLADEN, WINTERTHUR

Bettenplatz, Winterthur ZH

- > Bauherrschaft: DN2M Projektentwicklung, Zürich
- > Architektur: EM2N, Zürich; Fabienne Heinrich (Projektleiterin), Harry Bee, Jacob Frei, Philippe Jorisch, Sebastian Knorr, Minka Ludwig, Bernard Radi (Mitarbeit)
- > Auftragsart: Direktauftrag
- > Baurealisation: Jaeger Baumanagement, Zürich
- > Bauingenieur: WGG Schnetzer Puskas, Basel
- > HLK: Consultair, Zürich
- > Sanitär: Sertis, Zürich
- > Elektro: IBG B. Graf Engineering, Winterthur
- > Bauphysik: Bakus, Zürich
- > Anlagekosten: CHF 5,3 Mio.



Verticalis belebt Raum und Seele. Investieren Sie in nachhaltige Kunst und bestimmen Sie mit Ihrem individuellen Pflanzenmotiv, wie sich Ihr lebendiges Gemälde weiterentwickelt. 044 942 93 93, www.verticalis.ch

verticalis
by hydroplant

walder werber

DER SONNE VERSCHRIEBEN

Seit zwanzig Jahren lobt
und fördert der
Solarpreis das Bauen mit und an der Sonne.

Text: Köbi Gantenbein, Foto und Plan:

Zermatt Bergbahnen

Wer durch die Kataloge, Mitteilungen und Stellungnahmen des Solarpreises Schweiz blättert, stellt fest: Die Magie der Zahl prägt diesen Preis. Die ihn tragende Solaragentur Schweiz und ihr Chef, der Umweltpolitiker Gallus Cadonau, erhoben ihn zur Baukultur. Unerbittlich werden Volt und Watt, Kilowattstunden und CO₂-Ausstoss aufgereiht. Das schafft Verbindlichkeit, starke Argumente vor Gericht und Seriosität in der Debatte. Doch Zahlen vernebeln auch, denn das Leben und das Bauen sind bunter, als Ziffern versprechen. Fiel in den ersten Jahren das Auge des Solarpreis auf die am und ums Haus installierte Leistung, kamen bald Kennzahlen dazu, die angeben, ob und wie ein Haus abgedichtet ist. Doch während die technischen Zahlen – als Trumpfkarten freudvoll ausgespielt – komplexer werden, ist der Aufwand zurückhaltend, der betrieben wird, um die Sonnenenergie ins Haus zu bringen. Der Solarpreis sollte beherzt auch mit kaufmännischen Zahlen fechten. Erst wenn die Immobilienfirmen wissen, was Bau und Betrieb kosten und ihre Renditen mit der Sonnenenergie kalkulieren können, werden auch Siedlungen neben den schmucken Plus-Energie-Einfamilienhäusern stehen. Doch die Kosten der dicken Dächer und der komplexen Fassaden, die keine Wärme mehr hinein- und hinauslassen, können auch kritisch befragt werden: Wenn es stimmt, dass es viel mehr Sonnenenergie in der Schweiz gibt, als wir brauchen – und erst noch gratis –, wäre es dann nicht angebracht, sie künftig zu verwenden und Sonnenfangmaschinen und Erdspeicher zu bauen anstatt teure Dächer und komplexe Fassaden?

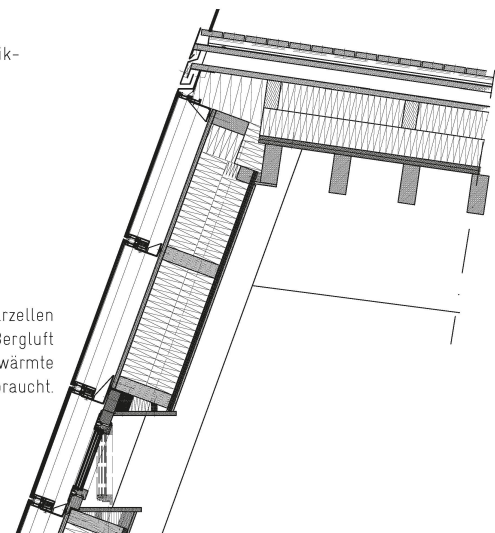
Siehe Seite 75, «Zero Emission LowEx»

DIE INTEGRATION DES BAUTEILS Metron-Gebäude in Brugg (Metron Architekten), Bundesamt für Statistik in Neuenburg (Bauart), Forum Chriesbach in Dübendorf (Bob Gysin & Partner), Mövenpick Marché in Kempthal (Beat Kämpfen), Eulachhof Winterthur (Dietrich Schwarz) – schauen wir in das Archiv der zeitgenössischen Schweizer Architektur, so finden wir einige, die ambitionierte Architektur mit Energievernunft verbinden und damit auf der Bühne des Solarpreises gestanden sind. Dazu kommen architektonisch aparte Sanierungen wie die Magnusstrasse in Zürich (Viridén & Partner), das Haus Burri in Uetikon am See (Beat Kämpfen) oder ein Jugendstilhaus in Arlesheim (Daniel Wyss). Doch der zweite wichtige Beitrag des Solarpreises zu Baukultur und Architektur ist nicht die Auflistung, sondern



^ «Glacier paradise», das Restaurant der Zermatt Bergbahnen auf dem kleinen Matterhorn, 3883 Meter über Meer, erhält eine Auszeichnung. Sonnenkollektoren und integrierte Fotovoltaikanlagen liefern die gesamte Energie.

> Schnitt Südfassade: Die Solarzellen werden von der kalten Bergluft hinterlüftet und gekühlt. Die so erwärmte Luft wird für die Lüftung gebraucht.



der Kampf um den Ort der Sonnen-Installationen. Von Anfang an setzten Cadonau und seine Leute sich für die «Integration» der Paneele in Haus und Fassade ein. Für Windanlagen, die nun als Kleinkraftwerke die Landschaften zu bedrohen beginnen, hat sich der Preis nicht stark gemacht, als Förderer frei stehender Sonnenmaschinen wurde er nicht laut – gut so.

Als Organisator einer langjährigen baukulturellen Debatte versammelte Cadonau über Jahre Denkmalpfleger, Heimatschützer, Baubehörden, Energiefachleute und -beamte, sodass schliesslich 2005 die Publikation «Integration Solaranlagen» sieben Richtlinien vorschlug, wie Sonnenanlagen in bestehende Gebäude eingefügt und wie neue Sonnenhäuser gebaut werden sollten. Zusammengefasst: Dem Solarhaus soll man seine Technik nicht ansehen. Keine Experimente und formale Erfindungen, kaum Spielraum für entwerferischen Furor. Folgerichtig – und das ist die architekturpolitisch wichtige Tat – ist es den Förderern gelungen, im Raumplanungsgesetz den Artikel 18a einfügen zu lassen, der bis auf wenige Ausnahmen eine «sorgfältig» ins Haus integrierte Solaranlage zu einem Recht macht. Baubeamte und Denkmalpfleger – skeptisch wegen der Häufung matt glänzender Flächen – sitzen seither am kurzen Hebel. Auch ein altes Haus muss unter Umständen seine Würde hergeben, wenn es gilt, die Energiewende herbeizubauen. Der baukünstlerischen Entfaltung setzt die «sorgfältige Integration» einen engen Spielraum. Das ist gut, wenn wir an all die von Designdruck Geplagten denken. Das ist schlecht, wenn wir an die denken, die Baukunst machen und mit neuer Technik neue Erfindung und Form wollen. Und das ist gut, wenn wir dran denken, dass die Energiewende vor allem mit Sanierungen, nicht allein mit Neubauten gewonnen werden wird.

DER POLITISCHE RAUM Für ihre Ziele ziehen Cadonau und die Seinen seit zwanzig Jahren alle Register der Politik von lustvoller Polemik in Leserbriefspalten, Rechtshändeln bis vor Bundesgericht, Volksabstimmungen, Präsenz in und vor Parlamenten und klugen Essays in Broschüren. Zum politischen Raum gehören auch geschickte Koalitionen mit der wachsenden Sonnenbranche – Hans Ruedi Schweizer von Schweizer Metallbau in Hedingen ist Pionier und als Unternehmer von Anfang an Solarpreis-Mitträger. Zur Politik gehört der Prominentenboulevard. Schon für die erste Aufführung des Preises lotste man Bundesrat Adolf Ogi nach Brienz-Brinzauls in den Kanton Graubünden und mit ihm Parlamentarier aller Couleur, Spitzenfunktionäre der Gewerkschaften und Arbeitgeber, allen versichernd, sie täten etwas Gutes, wo doch die Energiepolitik Anfangs der Neunzigerjahre vollkommen blockiert war. Seither ist jede Preisverleihung ein grosser Bahnhof mit Bundesrat. Und um auch in der Szene der Architekten an Aufmerksamkeit zu gewinnen, patroniert neu Lord Foster mit seinem Namen

den Preis für die Kategorie der Häuser, die mehr Energie herstellen, als sie brauchen. Der Lord ist eine Galionsfigur und ein Köhner des energievernünftigen Bauens im grossen Massstab. Doch auch herausragende Architekten predigen Wasser und trinken Wein. Zur Preisfeier wird er wohl mit seinem Privatjet herbeidüsen und wir werden ihn fragen, wie es möglich sei, mit einem Schloss am Genfersee und gut gedämmten Behausungen im Engadin und anderswo auf eine Wohnfläche zu kommen, die mit der persönlichen Nachhaltigkeit verträglich ist? Sagen wir vierzig Quadratmeter pro Person?

UND NUN? Gallus Cadonau fasst den Wandel des Solarpreises in einem Brief an mich so zusammen: «Zuerst, 1991, haben wir jene Familie ausgezeichnet, die am meisten Sonnenkollektoren pro Kopf vorweisen konnte. Daraufhin meinte Jurymitglied Pierre Fornallaz, dass diese Familie mit besseren Fenstern und nur halb so vielen Kollektoren auf dem Dach energetisch besser fahren würde. Und so rückte je länger je mehr zu den erneuerbaren Energien die Energieeffizienz in den Fokus.» Stetig und vif hat der Preis auf Wandel reagiert, neulich als er die Plus-Energie-Bauten als Richtschnur des Bauens aufs Podest hob. Mit 100 000 Franken ist das eine der bestdotierten Auszeichnungen in der Architekturszene.

Blättern wir die Solarpreis-Kataloge durch, fällt ein weiterer Wandel auf. Die ersten Ausgaben feiern Gemeinden und Gemeinschaften, die sich der Sonne verschreiben und städtebauliche Ambitionen haben. In den Neuzigerjahren wird der weite Blick präziser – und also enger. blieb die politische Perspektive immer bezogen auf die grosse Bühnen der Energiepolitik, definierte der Preis seine Kategorien nun näher am Haus und dem Sonnengerät. Das «Solarpreis-Gericht» setzte Gartenzaun und Grundstück als Grenze fest. Einen Widerspenstigen, der vor dem «Schweizer Solarpreisgericht» Beschwerde gegen ein ausgezeichnetes Zweifamilienhaus führte, weil ein solches die Zersiedelung und damit Energieverschleiss fördere und also nicht gelobt werden dürfe, stellte Jurist Cadonau nach allen Regeln der Juristenkunst samt Verweis auf RPG, ZGB und Bundesverfassung in den Senkel. Diese Geschichte möge anregen, den Blickwinkel zu öffnen. Denn es gilt auch in städtebaulichen Erwägungen zu gewichten, welchen Beitrag eine haustechnische Musterleistung zu einer guten Siedlung, Stadt, Landschaft und zu nachhaltigen Lebensweisen beiträgt.

Die Solarpreis-Ausgabe 2010 lobt die Gemeinde Hessigkofen für die politische, finanzielle und kulturelle Förderung von Sonnen- und erneuerbarer Energie von der Versorgung von Wohnhäusern über Strassenleuchten bis hin zum E-Bike-Sharing. Und sie zeichnet die Monte Rosa-Hütte des SAC aus, zweifellos eine Verdichtung von Designwillen, technischem Können und grosser Ausstrahlung. Doch kann dieses Edelstück mehr

als andere SAC Hütten seit eh und je können? Gewiss, sie gibt viel mehr Gästen viel mehr Komfort, sie bietet mehr WC, mehr Platz pro Kopf, die Schlafräume sind hier oben geheizt statt kalt und sogar warm duschen ist Realität. Doch fördern das hohe Können, der Aufwand, der nicht aus den Übernachtungserlösen wird bezahlt werden können, und exzellente technische Zahlen das richtige Leben? Oder fördert das alles nicht vorab unsere Freizeitgesellschaft, die munter und fröhlich ständig mehr Ressourcen verbraucht?

SOLARPREIS 2010 – DIE AUSZEICHNUNGEN

- > Institutionen: Solardorf, Hessigkofen; Sunnwall Bio Energie, Chêne-Bourg.
- > Persönlichkeiten: Max Meyer, Oberengstringen; Solar Impulse – Bertrand Piccard & André Borschberg, Lausanne; Wolfgang Palz, Bruxelles.
- > Neubauten: Einfamilienhaus Cadruvi & Joos, Ruschein (Vincenz + Weishaupt Architekten, Ilanz); Monte Rosa Hütte (Valentin Bearth, Andrea Deplazes, Daniel Ladner, Chur); Dienstleistungshaus UICN, Gland (aggs.architecture, Zürich); Restaurant Bergbahnen, Zermatt (Peak Architekten, Zermatt)
- > Sanierungen: Mehrfamilienhaus Rieben, Zürich (Beat Kämpfen, Zürich); Einfamilienhaus Ospelt, Vaduz (Ospelt Strehlau Architekten, Schaan); Einfamilienhaus Berghalde, Wil (Fent Solare Architektur, Wil)
- > Auszeichnungen für thermische Anlagen und Photovoltaik-Installationen
- > Lord Norman Foster Solar Award: Kraftwerk B, Bennau (grab architekten, Altendorf); Haus Cadruvi / Joos, Ruschein; Bürohäuschen Züst Haustechnik, Grösch (Riccardo Tettamanti, Schiers); Sanierung Einfamilienhaus Ospelt, Vaduz; Sol-Arch2, Matten (Wegmüller, Schwanden); Bürgi, Vorderwald (Waser Holzbau, Oberrickenbach)
- > www.solaragentur.ch: Alle Ausgezeichneten in einem Dossier, Bezug des Kataloges Solarpreis 2010

MEHR IM NETZ

Eine Anleitung, das programmatische Sonnenlied der Beatles zu lernen, wenn Sonne und Spiritual zusammenkommen, und die Adresse, die alles weiss.
> www.hochparterre.ch/links



EIN ZUG FÜR DEN BERG

Die neuen RhB-Züge fahren im Design von Nose.

Gelungen ist aber nur die 1. Klasse.

Text: Lilia Glanzman, Fotos: Tino Sand

Metallene Schläge scheppern durch die Halle und Funken sprühen – die Monteure schweissen, verkabeln, löten und lackieren. In der Werkstatt der Rhätischen Bahn (RhB) in Landquart warten die Handwerker Lokomotiven oder stellen die neuen Triebzüge bereit. Bis Ende Jahre sollen 15 der neuen «Allegra» fahren. «Allegra» heisst im romanischen Idiom Vallader des Unterengadiners «Grüezi» – also wollen wir die Züge mit einer Designkritik begrüßen. Mit von der Partie sind Carmen Greutmann, Designerin in Zürich und Professorin an der Akademie der Bildenden Künste München, und Werner Baumhagl, Industrial Designer in Basel und Professor an der Hochschule für Gestaltung und Kunst FHNW.

Der rote Zug überquert Schluchten, folgt dem Bergbach und erklimmt Passhöhen. Wie wirkt er in dieser Landschaft? Carmen Greutmann: Der Zug sieht aus, als trage er zwei Überrollbügel oder als hätte er einen Rucksack geschultert – er wandert auf den Berg, ist nicht fürs flache Terrain gebaut. Werner Baumhagl: Er macht einen starken Eindruck: Dieser Triebzug fährt nicht im Eiltempo durch die Gegend, sondern solide und kraftvoll. Allerdings wirkt seine Stirn unruhig, die Kupplungen auf der glatten Fläche stören. Die Frontansichten sind nicht aufgeräumt. Und es ist schade, sind die Seitenfenster des Führerstands nicht bis nach unten verglast, sondern ist der zur Spitze hin laufende Ausschnitt schwarz lackiert – ein Detail, das genau auf Augenhöhe liegt. Allerdings scheinen die nach hinten gewölbten Fenster eine gute Rundumsicht zu bieten.

Machen wir ein paar Schritte und betrachten die Zugseite. Wie ist das Design der Seitenfassade geglückt? Werner Baumhagl: Wir sehen nichts Unnötiges, die ganze Technik ist weggepackt. Da die Grundform die Dachlinie aufnimmt, ist der Zug aus einem Guss. Die Seitenansicht ist im Gegensatz zur Front klar gegliedert und dynamisch. Und dennoch: Der Zug erscheint auch von der Seite nicht schnell, sondern robust. Carmen Greutmann: Gut gelöst ist der hellgraue Trennstreifen, der sich entlang der Seite hinzieht. Er ist auf der richtigen Höhe angesetzt, teilt den Zug aber nicht in zwei Stücke auf. Das Verhältnis ist harmonisch. Die dunkle Farbe, mit der die Fenster eingefasst sind, beruhigt die Komposition. Gut ist auch, wie prägnant das gewohnte Rot lackiert ist, diese Farbe steht für die RhB.

STEIN UND HOLZ Carmen Greutmann drückt auf den gelben Knopf, zischend öffnet sich die Tür. Drei Stufen führen in den Vorraum der 2. Klasse, wo die Reisenden ihre Velos und Koffer deponieren können.

Die RhB wollte den Zugraum vornehmlich für Sitzplätze einrichten. Wie beurteilen Sie das Design des Eingangs? Werner Baumhagl: Der Raum ist grosszügig. Die Glasscheiben, die den Eingangsbereich von den Sitzen trennen, vermitteln Schutz und trotzdem kann man sich im Waggon orientieren. Mich stört die Lichtstimmung ein wenig: Unsere Gesichter sehen grau aus. Und der Raum ist relativ niedrig – mit meinen 1,90 Meter stosse ich fast den Kopf an der Haltestrebe an. Carmen Greutmann: Um mich festzuhalten, hängt diese Stange aber zu hoch. Der Eingangsbereich ist übersichtlich. Trete ich in den Vorraum, mache ich einen Schritt und habe bereits gesehen, wo im Abteil ein freier Platz ist.

Mit dem Interior-Design soll «lokale Tradition der Bündner Baukultur interpretiert werden». Die Wandverkleidung will den Valser Stein abbilden. Carmen Greutmann: Das Zitat mit den hellen Querstreifen auf grauem Grund geht in Ordnung. Das Dekor funktioniert, auch wenn der Fahrgast die Hintergründe nicht kennt. Solche Geschichten sind für Designer handlich, um einem Kunden die Idee zu verkaufen – aber das ist Marketing. Werner Baumhagl: Die Struktur des Gesteins linear zu interpretieren, ist eine gute Idee. Die

Verkleidung ist aus strapazierfähigem Kunststoff und wirkt dennoch nicht billig. Während der Zugreisen verkratzen Koffern, Skis und Snowboards die Wand in Querrichtung – dieses Dekor zeigt, wie ein Zuginterieur vernünftig altern kann. Carmen Greutmann: Die Holzverkleidung im Sitzbereich ist dagegen eine Imitation, sogar die Schattenfugen sind simuliert. Das Stein-Zitat funktioniert nur deshalb, weil ich das Bild nicht sofort als Steinbild erkenne. Das Holzspiel ist missraten. Es funktioniert nicht. Werner Baumhagl: Ich mag es nicht, wenn ein Material ein anderes imitiert – auch wenn die Holzverkleidung bei etlichen Reisenden wohl gut ankommt. Was ich nicht ganz verstehe ist, warum gleich neben dem Holzimitat ein betont technisch wirkender Tisch hängt. Er hat überhaupt nichts Behagliches an sich, die aufgedruckte Landkarte erinnert an einen Schaltplan. Carmen Greutmann: Für Touristen kann eine solche topografische Karte mit den Höhepunkten der Strecke eine gute Information sein. Allerdings finde ich die Grafik lieblos und zu technisch gemacht. Werner Baumhagl: Man müsste sie feiner gestalten – das Leitsystem im Zug ist ja gut gemacht, auch die zwei Bildschirme sind sauber integriert. Doch noch mal zurück zum Tisch: Warum aus grauem Kunststoff? Wenn Holz schon die Tradition widerspiegeln und einheimisch sein soll, hätte man ihn aus echtem Holz fabrizieren können. Gerade wenn man Holz als wichtiges Material regionaler Baukultur vorstellen will.

Wie beurteilen Sie die Gepäckablage aus dem durchsichtigen Polycarbonat? Carmen Greutmann: Die Transparenz passt, dadurch erscheint der Raum höher, als er tatsächlich ist. Werner Baumhagl: Im Prinzip stimmt das. Während der Reise ist das aber wahrscheinlich nicht mehr so: Wir sehen dann durch die Ablage das Gepäck, jeden Krümel und alle Zeitungen, die die Fahrgäste nach oben werfen.

Wir befinden uns im Wagen ja auf der Reise. Sind Sie mit dem Sitzplatz zufrieden? Werner Baumhagl: Ich fühle mich eher wie in einem Car – die Sitze sind hart, aber ich sitze nicht schlecht. Und sie haben etwas von einem Autositz, der eine Ausrichtung vorgibt. Im Zug sitze ich gern lockerer. Carmen Greutmann: Im Sommer geht es gut, aber wenn die Reisenden im Winter viel Plunder mit sich tragen, wird es eng.

Betrachten wir Seitentisch, Wandverkleidung und Stoffmuster. Wie sind die einzelnen Raumelemente aufeinander abgestimmt? Carmen Greutmann: Ich stolpere über die Farbkombinationen: Genauso wie der Tisch wirkt auch

✓«Allegra»-Komposition der Rhätischen Bahn:
klar gegliederte Seitenansicht – ein Zug aus einem Guss.





^Viele verschiedene Blautöne in der 2. Klasse.



<Gelungene 1. Klasse: Auch die Bildschirme sind sauber integriert.



✓Ein Gesicht, als hätte die Lok einen Rucksack geschultert.



<Werner Baumhakt: «Ein solider, kraftvoller Zug.»



>Carmen Greutmann: «Für den Berg, nicht fürs flache Terrain gebaut.»

das Stoffmuster hart, das helle Türkisblau der Wand passt nicht dazu. Farbkombinationen müssen immer in allen Lichtsituationen getestet werden – das ist hier kaum passiert. Missraten ist das violett-blaue Leder der Kopfstütze, es quält das Königsblau des Sitzbezuges. Werner Baumhakt: Hier drin gibt es zu viele verschiedene Blautöne. Die Farbabstimmung zwischen verschiedenen Materialien und Zulieferern ist immer ein schwieriges Thema. Ich verstehe aber das Design der Griffe nicht: Draussen im Eingangsbereich sind es gross dimensionierte Haltestangen, hier im Fahrraum schmale Streben und an der Zwischentür ist eine dritte Version angebracht. Diese Vielfalt auf engem Raum ist problematisch.

Ihr Fazit zum Design der 2. Klasse? Carmen Greutmann: Das Ambiente der Innenausstattung ist zu technisch. Ich will ja nicht im Arvenstübchen und mit einem Salsiz auf dem Holzbrett durch die Landschaft gondeln, aber dieser Zug zeigt innen seine Kraft zu stark. Es gibt Leute, die sagen, die Lufthansa wirke männlich, die Swiss weiblich – in diesem Sinn ist dieser «Allegra»-Triebzug für mich männlich. Werner Baumhakt: Es hat einige kleine Unstimmigkeiten. Ein Beispiel sind die Griffe, ein weiteres ist die Heizungsverkleidung: Überall sehen wir definierte Radien. Doch das Blech über der Heizung ist plötzlich konvex, konkav und gekantet. Hingegen besonders gut gelöst sind die Eingangsbereiche und die Lichtführung: Bei Tageslicht bringen die geschnittenen Dachflächen viel Licht in den Raum. Das wirkt der niedrigen Raumhöhe entgegen.

AM ANFANG WAR DIE 1. KLASSE? Das 1.-Klasse-Abteil befindet sich im Kopf des Triebwagens. Darin sind zwölf Sitzplätze untergebracht. Eine verglaste Wand trennt die Passagiere vom Führerstand und gibt über die Schulter des Zugführers freie Sicht auf die Fahrstrecke.

Wie unterscheidet sich das Design der 1. Klasse? Carmen Greutmann: Die Veloursstoffe sind schwarz statt blau, ebenso das Leder. Diese Stoffe nehmen die Farben der umgebenden Materialien auf, sie sind aufeinander abgestimmt. So geht das Konzept auf. Die Holzverkleidung bezieht sich auf das Beige im Sitzmuster, ebenso das Türkis der Wand und der Teppich korrespondiert mit dem Leder der Sitze. Natürlich gibt es mehr Beinfreiheit und die Sessel sind verstellbar. Ich empfinde zwar auch dieses Interieur als männlich und kraftvoll, in diesem Raum fühle ich mich aber wohler. Werner Baumhakt: Hier erscheint alles aus einem Guss, der Eindruck ist sofort angenehm und hochwertig. Ich vermute fast, die Designer haben zuerst die 1. Klasse entworfen, bevor sie an die 2. Klasse gedacht haben.

Werfen wir von der 1. Klasse aus noch einen Blick auf den Führerstand. Wie ist der Arbeitsplatz gestaltet? Werner Baumhakt: Für den Lokführer ist das Cockpit ein grosser Fortschritt. Er hat gute Rundumsicht, sein Blickwinkel reicht auch weiter als üblich in den bisherigen Lokomotiven, da er in diesem Triebwagen weiter vorne sitzt. Carmen Greutmann: Der Lokführer sitzt hier in der Mitte. Die beiden Seitenstreben, die ich zu Beginn als Überrollbügel bezeichnet habe, kommen ihm gelegen: keine Mittelpfeiler beeinträchtigen seine Sicht. Das Aussen und Innen findet hier eine Logik.

NOSE DESIGN FÜR DIE RhB

Vor fünf Jahren lancierte die RhB eine Ausschreibung für neue Triebzüge. Bombardier und Stadler Rail offerierten und anders als zuletzt bei der SBB überzeugte hier Stadlers Angebot. Die Bahnbauer aus der Ostschweiz engagierten für die Gestaltung der neuen Triebzüge die Zürcher Designagentur Nose (Projektleitung Christian Harbeke). Auch technisch war ein Entwicklungsschritt nötig. Bis anhin mussten auf der Berninastrecke die Loks gewechselt werden, weil diese – anders als das Stammnetz der RhB – mit Gleichstrom betrieben wird. Die neuen Triebzüge können mit beiden Systemen fahren. Die RhB hat bei Stadler 15 Triebzüge bestellt, sie kosten 150 Millionen Franken.

MEHR IM NETZ

Eine Abendfahrt mit einem neuen «Allegra»-Triebzug.

>www.hochparterre.ch/links



AUF DEM HOLZWEG

Der Kanton Bern kündigt den Architekten und übergibt zwei grosse Projekte an Totalunternehmer. Gehts ums Geld oder die Qualität?

Text: Ivo Bösch

Fluch oder Segen? Der Kanton Bern sieht im Totalunternehmer (TU) den Garanten für tiefe Baukosten. Die Wettbewerbsarchitekten dagegen verlieren ihre Aufträge und fürchten um die Qualität ihrer Projekte. Der Kanton zwingt in zwei Fällen Architekten, die einen Wettbewerb gewonnen haben, zu unüblichen Zugeständnissen.

Im ersten Fall geht es um ein 232-Millionen-Projekt, um die Universitätsbauten auf dem Berner Von-Roll-Areal. Vor zehn Jahren kaufte der Kanton Bern einen Teil des Areals, nachdem Private ein geplantes Einkaufszentrum fallen gelassen hatten, weil es gegen das Projekt Westside von Daniel Libeskind nicht bestehen konnte. Vier Jahre später gewinnen giuliani.hönger den offenen Wettbewerb mit 71 Teilnehmern für ein naturwissenschaftliches Zentrum der Universität. Das Planungsteam schätzt das Projekt damals auf 195 Millionen Franken. Ein Jahr später geht die Baudirektion noch immer von Kosten von 170 bis 190 Millionen Franken aus, wie sie im Grossen Rat verlauten lässt. Das Parlament bewilligt den Projektierungskredit für die erste Etappe und das Planungsteam mit Dr. Schwartz Consulting, Amstein+Walthert, Hager Landschaftsarchitektur und b+p Baurealisation macht sich ans Bauprojekt, nachdem Kantonsbaumeister Giorgio Macchi die Kosten für das Vorprojekt von 200 Millionen Franken abgesegnet hat. 2007 liefert das Team auf Basis des ausgearbeiteten Bauprojekts einen Kostenvoranschlag mit 209 Millionen Franken ab. Nur eine Woche später beauftragt der Kanton die Architekten, 20 Millionen einzusparen. Doch sie verfehlen das Ziel, nach der viermonatigen Sparrunde kostet das Projekt immer noch 200 Millionen Franken.

Postwendend kündigt der Kantonsbaumeister die Gesamtplanung auf, obwohl Berns Parlament inzwischen den Baukredit auf 232 Millionen Franken erhöhte. Er will vom Generalplaner- zu einem Modell mit Totalunternehmer wechseln und hofft, so weitere 10 Millionen einzusparen. Den Architekten wirft er vor, das «design to cost» nicht eingehalten zu haben. Die Anwälte der Architekten prophezeien einen drei- bis vierjährigen Prozess mit Erfolgchancen von 70 Prozent. Den Architekten ist klar, dass sie nichts mehr ausführen werden, selbst wenn sie den Prozess gewinnen. Deshalb verzichtet das Generalplanerteam auf eine Urheber- und Schadensersatzklage und gibt sich mit der Ausführung der Weichenbauhalle zufrieden, die heute für 28 Millionen Franken in ein Hörsaalzentrum umgebaut ist – so die voraussichtliche Schlussrechnung, die auf einem Kostenvoranschlag von 29 Millionen beruht. Den Neubau, den markant grösseren Teil des Projekts, übergibt der Kanton einem TU. Burckhart+Partner schreibt die Submission auf Grundlage des Projektes von giuliani.hönger aus. Den Zuschlag erhält die baumag generalbau, die als Fachplaner für die Architektur Spreng+Partner und für die Innenarchitektur arb Architekten bezieht. Das Institutsgebäude ist seit April im Bau, 2013 soll die Pädagogische Hochschule zusammen mit den Erziehungswissenschaften der Universität einziehen, statt wie ursprünglich geplant die Naturwissenschaften.

DAS TU-WEICHSPÜL-MODELL

Der zweite Fall spielt in Biel. Auch hier konfrontiert Kantonsbaumeister Giorgio Macchi das Architektenpaar Annick Hess und Alexander Maier mit einem TU-Modell, nachdem es den Fassaden-Wettbewerb für die Sanierung des Gymnasiums Strandboden von Max Schlupp gewonnen hat. Maier und Hess dürfen ebenfalls bis zur Baueingabe weiterplanen. Doch im Unterschied zum Von-Roll-Areal in Bern leiten sie selbst die Arbeiten an den Ausschreibungsunterlagen. Der »



^Der Neubau auf dem Von-Roll-Areal in einer Visualisierung von giuliani.hönger.



^Die Freihandbibliothek im Neubau auf dem Von-Roll-Areal in einer Visualisierung von giuliani.hönger.



^ Das geklonte Projekt in der Visualisierung von baumag generalbau und arb Architekten.

Kommentar UNSICHERHEIT IST KEIN GUTER BAUHERR

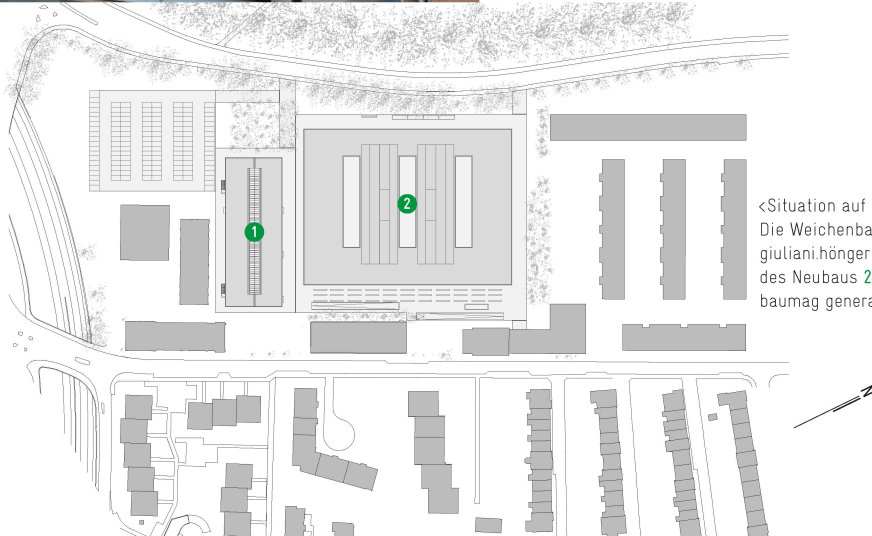
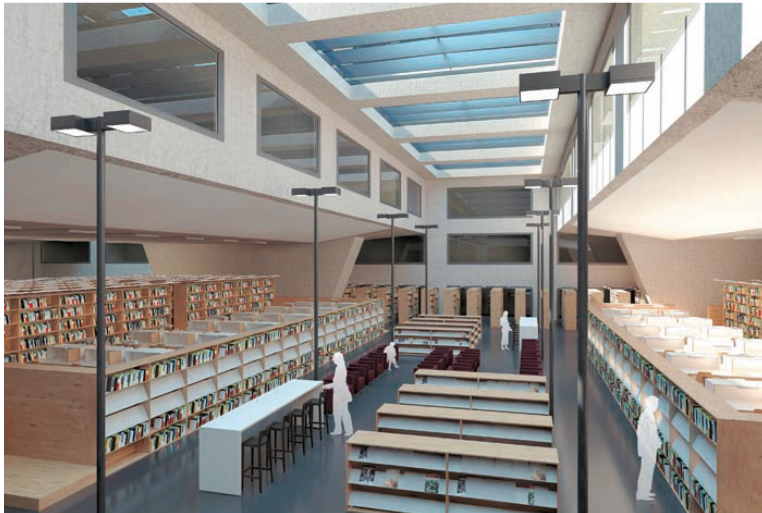
Architekten, die mit dem Amt für Grundstücke und Gebäude zusammenarbeiten, klagen über die zu kleinen Ressourcen der Projektleiter. Die Stimmung im Amt ist schlecht, Entscheide werden über die Köpfe der Projektleiter hinweg gefällt. Für das Gymnasium Strandboden ist der dritte Projektleiter am Werk, auf dem Von-Roll-Areal der zweite. Doch auch der Kantonsbaumeister ist unter Druck: «Wir haben im Kanton Bern mit den politischen Behörden einen sehr offenen Diskurs. Das führt zu einem ständigen Austausch, nicht nur über die Frage, was wir bauen, sondern auch wie wir bauen.» Will heissen, dass auch die Regierung mehr als üblich dreinredet.

Seltsam ist erstens, dass der Kanton aus den Generalplanerpleiten bei der Frauenklinik und beim Intensivbehandlungs-, Notfall- und Operationszentrum (INO) nichts gelernt hat. Zweitens beteuert der Kantonsbaumeister, dass das TU-Modell im Kanton Bern nicht die Regel ist. Das ist nur Fassade, denn in den letzten Jahren hat längst ein Kulturwandel stattgefunden. Der Architekt habe die Kosten nicht im Griff, weshalb man besser einem Gesamtdienstleister vertraut. Eingehaltene Termine und ein sicherer Preis kosten aber. Wo, wenn nicht bei der Qualität, soll ein General- oder Totalunternehmer sparen, wie sein Risiko absichern? Bleibt nur noch die Vergabe an Subunternehmen, die der Gesamtdienstleister unter einen anständigen Preis drückt. Ein TU-Modell hätte seine guten Seiten, zum Beispiel die Unternehmensvariante. Auf den Baustellen unseres Landes finden Architekten zusammen mit Handwerkern täglich bessere und billigere Ausführungslösungen. Doch im Kanton Bern beisst sich die Katze in den Schwanz. Zuerst definiert der Kanton möglichst viel am Projekt, denn er will die Qualität des Vorhabens sichern. Doch dann kontrolliert er jeden Schritt des TU. Der Spielraum, um neue Lösungen zu finden, fehlt dem TU dadurch. Man gibt Verantwortung, aber keine Kompetenzen.

Auf dem Von-Roll-Areal durften die Wettbewerbsarchitekten noch alle Bewilligungen bei den Ämtern einholen, ehe man sich von ihnen trennte. Baubehörden und Gestaltungsbeiräte verlassen sich auf Architekten, die für gute Ausführung bürgen. Architekt raus, TU rein – das könnte man auch als Täuschung der baubewilligenden Behörde sehen. Ivo Bösch



✓ Die geklonte Freihandbibliothek in einer Visualisierung von baumag generalbau und arb Architekten.



< Situation auf dem Von-Roll-Areal:
Die Weichenbauhalle 1 durften
giuliani.hönger umbauen, die Ausführung
des Neubaus 2 übernimmt die
baumag generalbau.

» Direktauftrag für einen Neubau neben dem Gymnasium ist das Zückerchen für das Architektenpaar, damit es aufs Totalunternehmermodell wechselt. Heimatschutz, BSA, SIA und Architekturforum haben dieses Vorgehen in einem offenen Brief hart kritisiert. Der vergaberechtliche Verstoß sei als Auftragserteilung der öffentlichen Hand unverständlich, eine Neuauflage des Verfahrens scheine unumgänglich. Auch das TU-Verfahren gelangt ins Kreuzfeuer: Es könne keine Lösung für das Denkmal von 1975 sein. Zurzeit blockiert die Stadt Biel als ehemalige Besitzerin und Baurechtsgeberin das Projekt. Sie stört sich an der Gestaltung des Neubaus und an den Attikaaufbauten. Der Kantonsbaumeister lässt verlauten, sein Amt sei mit der Stadt Biel und der Erziehungsdirektion in engem Kontakt bei der Abstimmung der richtigen Schritte für das Baugesuch.

DER KANTONSBAUMEISTER ANTWORTET Es gibt weitere Beispiele. Für die neue archäologische Tauchbasis in Sutz-Lattrigen am Bielersee führt der Kanton gleich von Beginn weg einen Gesamtleistungswettbewerb durch und lädt vier Totalunternehmer ein. Das ist erstaunlich, weil am Anfang ein Projekt mit minimalen Anforderungen stand. Erste geschätzte Kosten waren 250 000 Franken. Aus der Mücke macht der Kanton einen Elefanten, aus einem möglichen Studentenprojekt wird ein Totalunternehmer-Auftrag, der eine Millionen Franken kosten wird. Termin- und Kostengarantie rechtfertigt die Art des Wettbewerbs nicht.

Will der Kanton Bern nur noch mit Totalunternehmern bauen? Nein, versichert der Kantonsbaumeister Giorgio Macchi, das Modell werde nicht zur Regel. «Jede Aufgabe soll so gelöst werden, dass die allgemeinen Erfahrungen des Amtes für Grundstücke und Gebäude und der Privatwirtschaft zum Spielen kommen und der spezifischen Situation Rechnung getragen wird.» Macchi beteuert weiter, dass in seinem Amt grundsätzlich der offene Projektwettbewerb und die Realisierung mit Einzelunternehmen die Aus-

gangsposition bilden. «Weichen wir davon ab, hat dies seine guten Gründe.» Warum also der Wechsel zum TU-Modell auf dem Von-Roll-Areal? «Nur das funktional Notwendige», so habe die Vorgabe des Grossen Rats gelaute. «Die dafür notwendigen Sparmassnahmen erfüllten giuliani.hönger nicht im erforderlichen Ausmass», so Macchi. Sein Amt sei damit gezwungen gewesen, wegen der Kostenqualität einen verlässlicheren Weg einzuschlagen. Und warum einen TU in Biel? Der Grosse Rat habe wiederum eine strenge Kostenobergrenze festgelegt. Die Abwicklung der Gesamtsanierung sei eine grosse logistische Herausforderung, der Schulbetrieb dürfe nur minimal gestört werden. «Das Amt für Grundstücke und Gebäude hat gute Erfahrungen bei der Zusammenarbeit mit Totalunternehmungen gemacht, auch wenn es darum ging, architektonisch bedeutende Bauten umzusetzen.» So sei das Universitätsgebäude UniS, das ehemalige Frauenspital, ein Vorzeigobjekt bei der «integralen Qualität». Auch für das Problem der Bauqualität hat Macchi eine Antwort bereit: «Die Qualität sichern wir mit klaren Vorgaben und Rahmenbedingungen, die von uns kontrolliert werden.»

MEHR IM NETZ

Der offene Brief von Heimatschutz, BSA, SIA und Architekturforum

> www.hochparterre.ch/links



acousticpearls meets wallstreet – textile Akustikpaneele an der Wandschiene wallstreet

26.-30.10.2010
ORGATEC
Halle 10.2
Gang L, Nr.029

www.adeco.ch

adeco ag postfach ch-5465 mellikon fon +41/56 243 16 16 fax +41/56 243 16 11 info@adeco.ch

100 % ATTRAKTIV

100 % PRESYN

PRESYN **PRESYN**
pretop Baustoffe mit Mehrwert.

Presyn pretop Sichtbeton erfüllt den Wunsch nach enorm gesteigerter Optik, einfacher Verarbeitung und höherer Einbauleistung. Das heisst, Sichtbeton, der in jeder Form mit einem harmonischen Betonbild und ausgezeichneten Eigenschaften überzeugt. Topqualität zu jeder Zeit, an jedem Ort und für alle Bauvorhaben.

Technische Infos und Lieferwerke siehe: www.presyn.ch

Presyn AG, 3006 Bern, Telefon 031 333 42 52